

Das Gespenst im Schloßpark

Kriminalroman von A. von Hahn

Copyright by Marie Brüggmann, München

„Nein, ich war am Abend vorher abgereist, das heißt, ich hatte es vorgezogen, die kurze Strecke zur Station zu Fuß zurückzulegen und mir die Koffer nachsenden zu lassen. Als das Ereignis geschah, war ich schon auf dem Wege nach Paris.“

„Aber das weißt du doch, daß man sogar Papa anfangs im Verdacht hatte, das Verbrechen begangen zu haben; und nur des Kammerdieners Aussage, und Brians mit aller Bestimmtheit gegebene Erklärung, das Verbrechen habe sich erst vollzogen, nachdem Papa bereits im Schloß eingetroffen war, bewahrten Papa vor einer Untersuchung. Es wäre zu schrecklich gewesen, wenn ihn auch dieser Schlag noch getroffen hätte. An den unnatürlichen Verzweiflungsausbrüchen des alten Brian erkannte man gar bald die Erscheinungen der Geistesstörung, und so kam man schließlich zu der Annahme, daß sich das Mädchen selbst ein Leid angetan habe, und der geschilderte Vorgang nur eine Wahnvorstellung des verzweifeltsten Vaters sei. Jetzt ist es nun der Wunsch und die Hoffnung des unglücklichen Greises, den Uebelthäter einmal hier an der Stätte seiner Untat abzufassen.“

„So suchst er wohl in dem Park nach ihm umher?“

„Sehr häufig tut er das, meist nachts, und wir lassen ihn möglichst gewähren. Nur wenn er sich gar zu heftig in seinem Schmerz gebärdet, läßt Papa ihn zurückholen und bewachen. Unsere Leute sind alle sehr rücksichtsvoll mit dem armen Alten.“

„Scheulich — ich möchte ihm nicht begegnen —“

„Ach, er ist ja so harmlos, nur gegen dieses Wahngebilde von geradezu wildem Haß erfüllt!“

Sie hatten das Schloß erreicht. Der Vicomte begleitete seine Kusine bis an ihre Gemächer. „Also wieder muß ich so von dir gehen“, sagte er leise.

„Sein Gesicht erschien ihr auffallend bleich. In einer Nührung des Mitleids reichte sie ihm die Hand, mit mehr Wärme, als sie dies sonst zu tun pflegte. „Wir sehen uns wohl bald einmal wieder, Philipp —“

„Wirklich, Florence, wirst du mich wieder einmal rufen?“

„Sicher, Vetter — im Winter —, wenn es dir nicht zu langweilig erscheint, mit uns zwei Einsamen am Kaminfeuer zu sitzen.“

„Florence, du weißt, neben dir ist meine Welt!“

„Schwärmer —“, lächelte sie. Dann reichte sie ihm die Hand zum Auf. „Lebe wohl, Philipp, du reist zeitig morgen früh?“

„Ja, ich möchte gegen Mittag in Paris sein.“

„Nimmst du nicht den Tee nachher noch mit uns?“ Es lag mehr eine leise Abwehr, als eine Aufforderung in der Frage.

„Nein, danke“, sagte er kurz. „Ich werde mich gleich zurückziehen. Von deinem Vater habe ich mich ja schon verabschiedet, und es gelüftet mich wirklich wenig, ihm noch einmal unter die Augen zu treten.“

„Du nimmst dies alles zu schwer. Er ist ein kranker Mann, er will mich nicht verlieren. Und deine Anwesenheit bringt immer wieder diese Befürchtung in seinen Gesichtszügen. Darum ist er so wunderbar mit dir.“

„Nein, er ist ungerecht und lieblos mit mir. Aber meine Liebe ist eben stärker als mein Stolz —, sonst —“

„Lassen wir das. Lebe wohl, Philipp, auf Wiedersehen!“

Noch einmal reichte sie ihm die Hand, über die er sich zärtlich neigte. Dann trennten sie sich. Florence blieb noch eine Weile stumm in ihrem Zimmer, ehe sie sich zu ihrem Vater begab, mit dem sie zu später Stunde noch einen Imbiß und eine Tasse Tee zu nehmen pflegte.

Wochen zogen an den Bewohnern des Schlosses hin, still, eindrucklos. Sie lebten alle wie unter einem Bann, dem Bann einer Vergangenheit, die auch grausam in die Gegenwart und in die Zukunft hineingriff, und alle Hoffnung, alle Freude am Dasein unter ihren zerstörenden Fingern zermalmt. Florence, die in der Seele ihres Vaters las, wußte, was ihn antrieb, und warum er immer auf die traurigen Phantastereien des Kranken zurückkam, wenn er es auch nicht eingestehen wollte, daß ihn die Wahnbilder des Alten ernstlich beschäftigten.

Eines Abends, als sie einander am Kamin gegenüber saßen, hob er zögernd an: „Wenn aber Brian recht hätte, wenn es doch eine gewaltige Faust war, die den armen Engel würgte —, Florence —, und das Ungeheuer ginge straflos umher!“ Er bedeckte sein Antlitz mit der Hand, einen tiefen Seufzer ausstößend. „Ich kann es nicht fassen, und es scheint mir von Tag zu Tag unbegreiflicher, daß Blanche freiwillig in den Tod gegangen sein soll.“

„Vater, kann es nicht sein, daß Brian, der vielleicht Schlammes von deiner Annäherung an sein Kind fürchtete, Zweifel in ihrer Seele erweckt hat? Er weiß das jetzt vielleicht nicht mehr, weil die furchtbare Katastrophe die Erinnerung daran in ihm ausgelöscht hat, aber vielleicht hat er das Mädchen, nachdem es es verlassen, mit bitteren Vorwürfen überhäuft, und es durch Vorhaltungen so verwirrt gemacht, daß es in blinder Verzweiflung den unfeligen Schritt tat.“

„Es kann so sein, aber es will mir doch nicht einleuchten, daß es wirklich so war. Ach, ich würde ja das alles viel geduldiger hinnehmen, wenn ich wüßte, eine grausame Hand hat mich beraubt“, flüsterte er traurig, „als wenn ich glauben müßte, Gott habe uns das in einem unbegreiflichen Ratschluß auferlegt. Ich muß mich dann fragen, warum, wozu und wofür hat er mir das getan!“

„Gottes Wege sind unerforschlich, mein Vater, und wir müssen alles in Geduld hinnehmen. Vielleicht schickte Gott es so, damit wir beide uns wiederfinden konnten, mein Vater!“ fuhr sie innig fort, und umschlang ihn, das Haupt an seine Schulter legend.

„Mein treues Kind“, sagte er bewegt. „Wenn ich dich nicht hätte! Bleibe bei mir —, ich brauche dich.“

„Zimmer, Vater, solange du es wünschst! Ich habe keinen höheren Wunsch!“

„Und Philipp?“

„Ach, Vater, kennst du dein Kind so schlecht, um nicht klar zu erkennen, daß ich Philipp nicht liebe, nicht so liebe, wie man den Mann seiner Wahl lieben muß, dem man sich für das Leben anvertrauen will? Meinst du, ich hätte nicht Kraft und Mut gehabt, um mein Glück zu kämpfen, wenn ich in ihm das Glück meines Lebens sehen würde? Ja, ich wollte ihm folgen, ihm angehören, aber das wäre damals ein Schritt der Verzweiflung gewesen —, jetzt könnte ich es nur mit größter Ueberwindung!“

„Du gibst mir mit diesem Bekenntnis einen Teil meiner Ruhe wieder.“ Er schloß sie, mit fast lebhafter Wärme, in die Arme. „Gott sei Dank, daß mir diese Sorge von den Schultern fällt. Ich glaube, du liebst ihn, er hatte mir das immer wieder in seiner Werbung so dargestellt, und mich so in einen harten Kampf zwischen Pflicht und Liebe gedrängt. Ich wollte dir nicht wehe tun, und durste doch nicht dich in dein Unglück stürzen sehen. Jetzt aber darf ich zu dir sprechen. Mache dich gefaßt, mein Kind —, es wird ein trauriger Bericht.“

„Sprich, Vater, ich bin gefaßt.“

„So höre: Der Vorsitzende des Clubs, dem auch Philipp angehörte, ein ehemaliger Kampfgenosse von mir, der von deiner geplanten Verbindung durch Philipp selbst Kenntnis erhalten hatte — Philipp hat nämlich in der Aussicht auf diese Heirat seine ohnehin zerrütteten Verhältnisse durch Extravaganzen noch weiter untergraben —, hat mir, aus Rücksicht auf unsere dereinstige Kameradschaft, eine vertrauliche Mitteilung zugehen lassen, die mich im ersten Augenblick fast vernichtet hat, denn Philipp ist ein Neffe deiner Mutter.“

„Und was teilte er dir mit, sprich schnell, Vater —“

„Man hat ihn aus dem Club gestoßen, er hat falsch gespielt!“

„Vater! Es ist ein Irrtum, das kann nicht sein!“, rief Florence entsetzt.

„Es ist wahr. Fasse dich, Florence!“ Er zog sie zärtlich an sich. „Die Schmach wird unter uns begraben bleiben, mein Kind. Die Mitglieder des Clubs haben sich auf die Färsprache eines Herrn von Rehab, der in einer Regierung der Teilnahme für Philipp eintrat, verpflichtet, über das Ereignis Schweigen zu bewahren, und nur dann von

Die schönsten Kleider
zu billigsten Preisen
bei
KRÜGER & WOLFF, Pforzheim

der Mitwisserschaft Gebrauch zu machen, wenn es sich darum handelt, wichtige Interessen zu schützen. Dieser Fall ist nun uns gegenüber eingetreten.“

„Oh, Vater, wenn ich nicht Mitleid mit dem Unglücklichen hätte, so könnte ich jetzt jubeln!“, rief Florence, sich zitternd an den Vater schmiegend. „So bin ich denn durch seine eigene Schuld von einer Fessel gelöst, an die mich ein unbedachtes Wort halb und halb gebunden hat. Wie habe ich gekämpft und gelitten! Jetzt darfst du es wissen, daß ich unter den Qualen dieses Zwispalts fast zusammenbrach. Ich liebe ihn nicht, zittere vor der Verbindung mit ihm, weil mich ein unbesieglcher, täglich sich steigender Abscheu gegen ihn erfüllt — und wollte doch nicht wortbrüchig werden! Nun bin ich frei, und will mich heute noch von der Fessel lösen. Und du wirst mir helfen, daß ich auch ganz frei von allen Strupeln sein darf. Er ist unser Verwandter, Vater, und wir dürfen ihn nicht ganz fallen lassen. Sei also gütig, gib ihm, was er braucht, bezahle seine Schulden noch einmal, und setze ihm eine Rente aus! Dann aber lasse jedes Band zwischen uns gelöst sein! Mache mich von der Verpflichtung frei, selbst für ihn sorgen zu müssen, falls ich einst, was Gott noch lange verhüten möge, deinen Schutz entbehren sollte!“

„Sei über diesen Punkt völlig beruhigt, mein Kind. Ich habe mein Haus bereits bestellt, und deine Zukunft ist geregelt und festgelegt.“

Am nächsten Tag schon ging ein Schreiben des alten Herrn an seinen Neffen ab, in welchem er, unter Kennung der Gründe, das halbe Verlöbniß mit Florence endgültig löste.

Brian, der unter sehr strenger Bewachung lebte, und in der letzten Zeit bis auf einige kleinere Rücksälle große Ruhe und Vernunft zur Schau getragen hatte, war seit einigen Tagen wiederum von der alten Wahnidee befangen. Der Marquis hatte streng angeordnet, daß man ihn nur ausnahmsweise und unter Begleitung den Park betreten lasse, daß dies aber niemals abends oder nachts geschehen dürfe. Zuerst hatte sich Brian heftig gegen diese Beschränkung seiner Freiheit gekräutert, zeigte sich aber dann plötzlich überraschend fügsam, so daß man darin einen wesentlichen Fortschritt in der Besserung seines Leidens zu erkennen glaubte.

Eines Abends aber, kurz nach der Unterredung zwischen Vater und Tochter, brach der alte Wahn wieder hervor. Der Marquis sah an seinem Schreibtisch, als er sich an der Schulter berührt fühlte, und den Irrsinnigen hinter sich stehen sah. „Er ist wieder da, gnädiger Herr —“, flüsterte er geheimnisvoll.

„Wer?“ fragte der Marquis überrascht.

„Er!“ seufzte Brian schwer. „Es gibt ein neues Unglück!“

„Brian, guter Freund, lassen Sie doch diese Geschichten ruhen“, sagte der Marquis, scheinbar gleichgültig. Er fühlte sich aber doch seltsam beklommen, und konnte sich nicht mehr davon losmachen, so daß seine Gedanken immer wieder dahin zurückkehrten. Und es waren doch Gedanken, die lediglich dem kranken Hirn eines unglücklichen, alten Mannes entsprungen waren! „Sollte eine fixe Idee anstecken können?“ fragte er sich kopfschüttelnd.

Er ließ den Hofmeister kommen, dem er sein vollstes Vertrauen schenkte, und legte ihm die Beobachtung des Alten ganz besonders ans Herz. Der gewissenhafte Mensch wollte es beschwören, daß Brian seit Wochen nicht mehr des Nachts oder Abends sein Zimmer verlassen habe, daß er ihn aber auch tagsüber durch alle möglichen Maßnahmen von dem Schauplatz des Unglücks fernzuhalten versuche, und der Alte also den Park niemals allein betrete.

Damit war die Sache abgetan, und wieder gingen ein paar Wochen hin. Als der Marquis eines Morgens das Treppenhaus betrat, bemerkte er unter der dort verstellten Dienerschaft eine Erregung, die ihm auffiel. „Was gibt es denn, ihr Leute?“ fragte er, stehenbleibend. Niemand wollte mit der Sprache heraus, als er seine Autorität aber ernstlich geltend machte, berichtete man, daß der Nachtwächter, dem die Bewachung von Schloß und Park oblag, behauptete, im Park ginge nämlich etwas Schreckliches vor sich. Er höre es in den Gebüsch bald hier, bald da seufzen, die Zweige rauschten und knackten, als wenn eine unförmige Gestalt sich dort Bahn bräche. Er wage es schon lange nicht mehr, seine Patrouillengänge auf den Park auszudehnen, und wolle lieber hungern, als sich in solche Gefahr begeben.

„Dann soll er es bleiben lassen!“ rief der Marquis ärgerlich. „Ein anderer kann an die Stelle des alten Hafensfußes treten!“ Er ging weiter, und die Sache schien für ihn abgetan. Innerlich aber hatte es ihn um so mehr gepackt. — Florence, die von dem Dienstbotengeschwätz nichts erfahren hatte, bemerkte tagelang eine auffallende Unruhe an dem Vater. Da aber der Jahrestag des schrecklichen Ereignisses kurz bevorstand, führte sie seine Verstimmung darauf zurück. Auf eine besorgte Frage gab er es auch zu, lebhafter bekümmert zu sein, denn je, sie müsse auch begreifen, daß die Erinnerung jetzt besonders heftig an ihm zehre.

Es war am Abend vor dem Todestage Blanches. Florence fand es begreiflich, daß der Vater sich heute zeitiger zurückzog, und ihr liebevolles Anerbieten, den Abend, wie immer, mit ihr zu verplaudern, zurückwies. Auch den Kammerdiener schickte er heute zeitiger fort, unter dem Vorwand, daß er noch viele Korrespondenzen zu erledigen habe, und seine Nachtoilette heute allein besorgen werde.

Als er allein war, verschloß er die Tür, und trat vor seinen Waffenschrank. Er wählte unter den zahlreichen Schusswaffen einen Revolver aus, entnahm einem Eisenkasten einige Patronen, lud den Revolver, und schob ihn, nachdem er ihn gesichert, in seine Brusttasche. Dann begann er das Gemach in tiefem Sinnen abzuschreiten. Eine Stunde und länger ging er so lautlos auf dem Teppich auf und ab. Dazwischen schaute er nach der hohen Standuhr, die dem Fenster gegenüber in einer Nische stand, und fehlte seinen Spaziergang fort.

Als die letzten Zeichen des Lebens im Hause verstummt waren — der Zeiger wies auf halb zwölf Uhr —, öffnete er die Tür um einen Spalt, horchte eine Weile hinaus, und trat dann auf den Korridor. Er verschloß die Tür hinter sich, und zog den Schlüssel ab, damit der Diener seine Abwesenheit nicht bemerkte, falls es ihm einfallen sollte, noch einmal nach ihm zu sehen. Dann ging er den Korridor leise hinunter, und gelangte über einen Seitengang in den Park.

Wieder lauschte er eine Weile, ehe er seinen Weg in derselben Richtung wie damals, auf seiner letzten Liebesfahrt vor einem Jahre, fortsetzte. Das Geräusch seiner Schritte möglichst dämpfend, tastete er sich in der tiefen Finsternis an den Gebüsch entlang. Er wollte sich überzeugen, ob und was etwa Wahres an dem Geschwätz der Leute sei.

Eine Weile streifte er so in den verschiedenen Teilen des Parks umher. Er sah weder, noch hörte er etwas Verdächtiges. Die Beklemmung, die ihn anfangs gequält, wich mehr und mehr, und machte einem Gefühl der Erleichterung, aber auch großer Beschämung Platz. Wie hatte er sich durch Dienersgeschwätz und die Einbildungen eines Irren so beeinflussen lassen können? Nun sollte aber auch endlich die Vernunft ihr volles Recht haben, und er wollte jetzt alle Einflüsse aus dieser Richtung energisch abschütteln.

Alle Vorsicht außer acht lassend, ging er nun ohne Bedenken rasch durch das hinter ihm zusammenschlagende Gebüsch in der Richtung des Schlosses zurück. Da stockte sein Fuß —, was war das? Er bildete sich ein, plötzlich ein Geräusch zu hören, ein Geräusch, das nicht von seinen Schritten herrührte, und aus dem weit zurückliegenden Gebüsch herüberdrang.

Er ging einige Schritte rasch dahin, und blieb dann wieder lauschend stehen. Es war alles still. Abermals ging er energisch vorwärts, und da — wieder glaubte er das eigentümliche Geräusch hinter sich zu hören. Nochmals blieb er lauschend stehen, und war dann überzeugt, daß sich wirklich etwas hinter ihm vorwärts bewegte. Zweige schlugen zusammen, und er glaubte, ein unterdrücktes, röchelndes Atmen zu vernehmen. Schnell gefaßt, wollte er sich aber die Erscheinung damit erklären, daß vielleicht ein Hund seiner Spur folgte, oder ein Raubtier durch den Park streifte. Er schüttelte die wieder aufgestiegene Beklemmung ab, und schritt mutig weiter.

Immer daran denken:



Henko ist besser!

Henko macht das härteste Wasser schnell weich! Henko löst beim Einweichen spielend den Schmutz von der Wäsche! Henko ist beim Putzen und Scheuern billig und leistet sehr viel!

Da — plötzlich — was war das? Sein Blut schien in den Adern zu erstarren, er hörte etwas hinter sich herstürmen! Im ersten Impuls die Flucht überlegend, sich aber sofort dieser Regung schämend, wollte er sich zurückwenden, um sich der Gefahr, die auch ausfas, entgegenzustellen, da fühlte er, daß ein Körper hinterwärts mit gewaltiger Wucht gegen ihn anprallte. Er tastete nach seiner Waffe, aber es war zu spät. Harte, sehnige Fesseln legten sich um seinen Oberkörper, jede Bewegung seiner Arme verbindend. Dann fühlte er sich vornüber gestürzt, und sein Angschrei erkundete in dem feuchten Rafen.

Als Florence am nächsten Morgen erwachte, sah sie die Kammerfrau händeringend und angstbleich vor ihrem Lager stehen. Sie richtete sich erschrocken auf. „Es ist etwas geschehen!“ rief sie erschrocken. Die alte Dienerin sank jammernnd an dem Lager nieder. „Der liebe, teure, gnädige Herr!“ stöhnte sie verzweifelt.

Florence packte sie an der Schulter. „Sprich, um Gottes willen, was ist geschehen? Wo ist mein Vater?“

„O mein Gott, mein Gott, wer hätte das gedacht, daß er auf so schreckliche Weise enden würde!“ jammerte die Frau. „Hassen Sie sich, liebes, gnädiges Fräulein, es ist ja so schrecklich!“

Florence fühlte sich einer Ohnmacht nahe, das Blut starrte ihr in den Adern, aber sie hörte doch mit wachen Sinnen an, was ihr die Botin Furchterliches zu verkünden hatte. Man hatte den Marquis tot im Weiber gefunden, und es blieb kein Zweifel, daß er selbst dies Schreckliche über sich verhängt habe.

Nach den ersten Augenblicken des Schreckens brach ein Strom der Verzweiflung aus Florences gemartertem Herzen hervor. War es denn möglich, daß ihr der Vater so etwas Furchtbares hatte antun können? In wider Qual sagte sie ihm an, daß er sie nie geliebt habe, sonst hätte er ihr nicht in rücksichtsloser Hingabe an sein eigenes Leid dieses Unerhörte, nie zu überwindende Weh angetan.

Tage gingen hin, ehe ihr finsterner, harter Schmerz Tränen fand, ehe sie so weit gefaßt war, die Einzelheiten des schrecklichen Ereignisses anhören und begreifen zu können. Schon am Tage vor der verhängnisvollen Tat wollte die Dienerschaft eine sonderbare Veränderung in dem Wesen des Schlossherrn bemerkt haben. Der Marquis hatte dem Kammerdiener, ganz gegen die sonstige Gewohnheit, eindringlich empfohlen, ihn nicht mehr zu stören, und sich auch nicht im Vorzimmer aufzuhalten. Sonst habe der Diener immer so lange warten müssen, bis sich der Marquis zur Ruhe begab, und ihm bei der Toilette helfen mußten. Eine seltsame, ihm selbst unerklärliche Angst wollte den Diener betrogen haben, noch spät nach Mitternacht an der Schlafzimmertür zu horchen. Da aber alles still war, sei auch er endlich zur Ruhe gegangen. Aber die Unruhe erfüllte ihn auch morgens noch, als er erwachte; er sei zettiger als sonst aufgestanden, und es habe ihn getrieben, nach dem Herrn zu sehen. Um seinen Schlaf nicht zu stören, habe er vom Park aus einen Blick in das zu ebener Erde gelegene Schlafzimmer geworfen, zu seinem Schreck aber das Bett unberührt, und im anstößenden Arbeitszimmer die brennende Lampe gesehen. Er sei nun gleich überzeugt gewesen, daß dem Marquis etwas zugestoßen sei. Da wären aber auch schon die Gärtnerburden atemlos mit der Meldung erschienen, daß sie den Schlossherrn tot im Weiber gefunden hätten.

Florence konnte es nicht fassen, daß der Vater so unbarbarisch gegen ihre Ruhe, ihr ganzes Lebensglück hatte verfahren können! Mit dieser Tat hatte er allen Glauben an die Menschheit in ihr ausgetilgt! Wenn er, der Vater, so hatte an ihr handeln können, was durfte sie von den anderen Menschen noch erwarten?

Auch die Dienerschaft war über den Verlust des geliebten Herrn auf das tiefste bewegt. Der Umstand, daß man einen geladenen Revolver in seiner Tasche gefunden, wies es ja am klarsten nach, daß nicht ein unvorhergesehenes Unglück, sondern eine Absicht seinen Tod herbeigeführt habe. Nur Brian, der sich bei der Kunde wie rasend gebärdete, behauptete, der Marquis sei ein Opfer desselben Ungehens, das sein unglückliches Kind vor einem Jahre hingemordet habe. Man gab natürlich auf das Geschwätz des Irren nichts.

Da Florence das gefährliche Alter erreicht hatte, wurde ihr weder ein Vormund gesetzt, noch erwachsen ihr durch die Uebernahme der Erbschaft irgendwelche Schwierigkeiten. Sie hatte dem Vicomte, ihrem einzigen näheren Verwandten, von dem Ableben ihres Vaters Kenntnis gegeben, und ihm auch mitgeteilt, daß ihm fortan eine Rente aus ihren Mitteln zustehen würde. Sie stellte dabei nur die eine Bedingung, daß er es niemals wagen dürfe, ihren Weg zu kreuzen.

Nachdem alle diese Geschäfte erledigt waren, und sie etwas innere Ruhe und Fassung zurückgewonnen hatte, folgte sie der Einladung einer Freundin ihrer Mutter, und ging in Begleitung ihrer Kammerfrau nach Paris. Die Fürsorge für Brian hatte sie angelegenlich dem Haushofmeister und auch ihrem übrigen Personal ans Herz gelegt. Sie fühlte, daß diese Unterbrechung für sie jetzt dringendes Bedürfnis war, wenn sie nicht in Melancholie verfallen sollte.

Die lebenslustige alte Dame empfing sie mit offenen Armen, und Florence fühlte sich in der neuen Umgebung so wohl, daß aus den geplanten Wochen Monate wurden, und sie immer noch nicht ernstlich an die Rückkehr nach Viller dachte. Ein Aufenthalt dort, ohne einen Kreis

plaudernder, froher Menschen, erschien ihr jetzt bereits undenkbar, so sehr und so schnell hatte sie sich daran gewöhnt, sich vom Leben zerstreuen zu lassen, und die furchtbaren Erinnerungen an die Vergangenheit in ihrem Grabe zurückzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ich ist die Mutter der Götter.

Arabisches Sprichwort.

Dein Reden

Wer viel mit Menschen reden muß, der muß noch mehr mit Gott reden. Frommel.

Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt; und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es? Radiker.

Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann besetzen; laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen; und wenn in meinem Amt ich reden soll und muß, so gib den Worten Kraft und Nachdruck ohn Verdruß.

J. Herr u.

Andacht zum Schreiben

Zum Sonntag

Eine feinsinnige Inschrift findet sich auf der Kölner Internationalen Presseausstellung in der Vorhalle des Baus, der in ungemein fesselnder und lehrreicher Schau die Entwicklung des Nachrichten- und Zeitungswesens von grauer Vorzeit bis zum heutigen Tag dem Besucher vor Augen führt. Da liest man zum Eingang Wilhelm Riemers Spruch:

„Hab Andacht! Schreiben ist Geist beleben! Schrift ist die Pforte zu Geist und Worte! Geh fromm die Pforte!“

Es wäre eine förmliche Revolution zum Guten, wenn im deutschen Vaterland jedermann, der die Feder ansetzt, nicht nur der Journalist und Schriftsteller, sondern auch der Geschäftsmann und der Pfarrer, der Lehrling in der Fremde und der Volkshilfsmann, der Rechtsanwalt und die Hausfrau, die Liebenden und die Streitenden, sich vor dem Schreiben mit solcher Andacht erfüllen wollten. „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben“ — mit diesen klaren Worten hat bekanntlich Pilatus das Geheimnis und die Verantwortlichkeit der Schreibkunst gekennzeichnet. Was in den Tiefen deines Herzens aufsteigt, was blühartig durch dein Gehirn zuckt, was nur eben zufällig wie ein Zugvogel durch deinen Gesichtskreis strich: haß du's niedergeredet, so ist's erstickt, ist's andern preisgegeben, und wer weiß, wem's in die Hände fallen mag, und ob es nicht gar an die Öffentlichkeit kommt. In welches Licht wird dein geschriebenes Wort dich stellen, und wie mag's auf seine Leser wirken — als Funke ins Pulverfaß, als Del auf erregeten Bogen, als Gift in einem unbewachten Herzen, als Leitfaden einer höheren Welt? Es ist ein bitteres Wort, aber mehr als ein ködnendes Wahrheit steckt darin, wenn ein Lebenserfahrener gesagt hat: „Unsere geschriebenen Briefe sind unsere schlimmsten Feinde.“ Aber es gibt auch Briefe, und so werden wohl am stillen Sonntag nachmittags viele geschrieben, die Boten segensvoller Treue für getrennte Familienglieder und Freunde sind. Und ist es nicht demütig, daß eine Anzahl Briefe, die der Christ gewordene Saulus Paulus vor rund 19 Jahrhunderten an einige Gruppen seiner Gefinnungsgenossen schrieb, zum Wort Gottes für einen Kreis von Menschen wurden, der sich von Geschlecht zu Geschlecht über die ganze Erde ausgebreitet hat?

„Schrift ist die Pforte zu Geist und Worte! Geh fromm die Pforte!“

S. Pf.



Günstig ab Fabrik an Private. Bequeme Teilzahlung. Reichhaltig. Katalog auf Wunsch. Korbmöbel-Fabrik Mercedes, Lorch i. Wrt.

Politische Wochenchau

Das Spiel ist aus! Wer hat gewonnen? Reichskanzler Müller hat in Berlin über das „Ergebnis der Sechswöchigen Konferenz vom letzten Sonntag berichtet. Mag ihm nicht leicht gewesen sein. Denn viel gutes gibt's nicht zu erzählen. Man hat sich wieder einmal „geeignet“, nachdem man, wie es fast höhnisch in dem amtlichen Bericht heißt, mit „Befriedigung“ über die „freundschaftlichen Beziehungen“ sich unterhalten hat.

Na, diese „Befriedigung“ und „Freundschaft“ kennt man zur Genüge. Sie ist jedenfalls sehr einseitiger Art gewesen. Denn noch wie vor spielen 70 000 fremde Soldaten — 10 Jahre nach Friedensschluss — auf deutschem Boden Krieg. Trotz Locarno und Kelloggspakt rüfelt man wahnwitzig weiter, während Deutschland mit seinen 100 000 Mann im Ernstfall kaum noch im eigenen Lande die innere Ruhe aufrechterhalten könnte. Nach wie vor bleiben die nationalen Minderheiten ohne Schutz, gefährliche Brandherde, in deren Asche zukünftige Verwicklungen unheimlich weiterglühen.

Doch, halt, man hat sich ja auf drei Punkte geeinigt: 1. Es sollen Verhandlungen über die Rheinlandräumung eröffnet werden; 2. es soll eine Kommission von Finanzsachverständigen der sechs Regierungen über die „vollständige und endgültige“ Regelung der Entschädigung eingesetzt werden; 3. eine weitere Kommission soll über die Einsetzung eines „Feststellungs- und Vergleichsausschusses“ zusammenberufen werden. Also wieder einmal nichts als Kommissionen! Das ist so Genfer Art. Bis nur diese Kommissionen einmal bestellt sind! Dann kommen erst die Tagungen. Und dann — wenn wir erleben — ihre Beschlüsse über Anträge an die verschiedenen Regierungen, die dann damit natürlich machen können, was sie wollen. Dazu hat man genug Papierförmel im Quai d'Orsay. Bis dahin ist der 15. Januar 1930 da, wo so wie so die zweite Zone bedingungslos geräumt werden soll. Man weiß ja, wie ungemein „rasch“ die „Abrüstungskommission“ in Genf zu arbeiten versteht.

Was übrigens die Gegenstände selbst betrifft, so lassen die Genfer Verhandlungen ganz deutlich ahnen, wo es hinaus will. Diese „Feststellungs- und Vergleichskommission“ ist nichts anderes als die alte Militärkontrollkommission ungeliebter Bedenkens. Wie froh waren wir, als wir sie endlich los hatten! Jetzt soll sie wieder fröhlich Urständ feiern, nur unter einem harmloseren Namen. In Wahrheit aber greift sie sogar über den Verfallenen Vertrag und das Untersuchungsprotokoll von 1926 hinaus. Und was angeht die Räumung, die Kommission soll zunächst nur bis 1935 tätig sein, über die Verlängerung werde dann später Beschluß gefaßt werden — so ist das eitel Gekunkel, genau so, wie wenn uns vorerredet wurde, daß die Kommission „beiderseitig“, also auch französischerseits Umschau halten werde. Was gäbe es denn in Frankreich zu überwachen, da ihm alles erlaubt und nichts verboten ist!

Ebenso wackelig ist die andere Sache. Die deutsche Abordnung und der Reichskanzler bestanden darauf, daß Räumung und Entschädigung nicht verquidelt werden dürfen, mit anderen Worten: die Räumung dürfe nicht von der Regelung der Kriegsentchädigung abhängig gemacht werden. Denn wir hätten einen moralischen und juristischen Anspruch auf sofortige Zurückziehung der Besatzung. Aber wie steht die Sache in Wirklichkeit? Mit Recht schrieb am Dienstag die englische „Times“, es sei Tatsache, daß diese beiden Fragen gleichzeitig ausgearollt wurden, und die Erörterung der finanziellen Punkte müsse auf jeden Fall auf die Erörterung der Räumung zurückwirken. Die Entschädigungsfrage hängt aber wieder mit der Frage der Schulden der Verbandsstaaten an Amerika zusammen. Bei diesen aber hat Amerika, der große Gläubiger unserer ehemaligen europäischen Feinde, ein gewichtiges Wort mitzureden. Washington hat wiederholt erklärt, daß man sich auf eine solche Vergütung nicht einlassen werde. Es bleibe dabei, daß Frankreich nach dem Mellon-Abkommen von 1929 ab 62 Jahre lang 400 Millionen Dollars zu zahlen habe. Auch England hat keine Lust, das Balfour-Abkommen, das seine Kriegsschulden an Amerika ebenfalls auf 62 Jahresraten (so lange müßten natürlich auch die deutschen Zahlungen dauern!) regelt, abgeändert werden. Somit könnte es Jahre und Jahrzehnte dauern, bis man in dieser Sache einig würde.

Kurz: die Gesamträumung ist nicht erreicht worden. Mit Recht sagte deshalb der frühere Reichskanzler Dr. Marx, Deutschland habe zwar schon lange darauf gewartet, daß ihm Billigkeit und Recht gelte, aber wir seien „stark genug, um weiter zu warten“. Und die Deutschnationalen im Rheinland haben ein Telegramm an den Grafen Westarp geschickt, da heißt es am Schluß: „Wir verzichten lieber auf Abkürzung der Besatzungszeit, als daß irgendwie geartete neue, die Hoheitsrechte oder den Aufstieg Deutschlands beschränkende Opfer gebracht werden.“ In ähnlichem Sinn hat sich die Vertretung der Berufsstände der Rheinlande in einem Schreiben an den Reichsminister für die besetzten Gebiete ausgesprochen.

Was endlich die „Abrüstung“ betrifft, so hat sich in Genf durch das Zusammenwürfeln der Fragen von „Rüstungsbeschränkung“ und „Sicherheit“, die sich in einem ewigen Kreis drehen, ein solcher Wirrwarr gebildet, daß kein Mensch mehr draus kommt. Beachtenswert ist übrigens, daß in allerneuester Zeit der Vorsitzende der französischen Radikalen (Links-Demokraten), Daladier, erklärt hat: „Wir müssen entschlossen den Weg der Rüstungsbeschränkung beschreiten, damit es in Europa nicht mehr bewaffnete und entwaffnete Völker gibt... Wir werden den Anschein, als ob wir Deutschland sein Berufsheer von 100 000 Mann zum Vorwurf machen, während wir doch selbst 104 000 Berufsoffiziere und Berufssoldaten haben, 200 000 Mann jährlich unter die Fahnen berufen, 150 000 farbige Soldaten und 150 000 republikanische Garde besitzen, von den Tausenden und aber Tausenden Polizeibeamten gar nicht zu sprechen.“ Eine treffliche Widerlegung Briands. Und dabei hat der Mann gar nicht die Millionen Reserven,

die Millionen Soldaten der Vasallen, die Unmenge der furchterlichsten Kampfmittel erwähnt, über die das bis an die Zähne bewaffnete Frankreich verfügt.

In Spanien wurde das fünfjährige Jubiläum des Diktators Primo de Rivera mit großen Festlichkeiten begangen. Auf den 13. September, der fünfzigsten als spanischer Nationaltag gefeiert werden soll, war ein Putsch der Gegner dieses ungekrönten Königs geplant. Aber Primo de Rivera hat den Putsch im Keime erstickt. Weit aus die Mehrzahl der Spanier haben es dankbar ein, wieviel Gutes der Diktator in diesen fünf Jahren geschaffen hat. Außenpolitisch hat sein Vaterland in der Völkerwelt die Stellung wieder eingenommen, die ihm nach seiner Seelenzahl zukommt. Im Innern hat er mit eisernem Besen den Augiasstall der Korruption ausgefegt, indem er deren Ursache, das Parlament, auf Nimmerwiedersehen heimischte. Der König Alfonso XIII. ist der Jubiläumfeier ferngeblieben und hat eine Reise nach Schweden gemacht. Die einen meinen, der König, der gern „sein eigener Kanzler“ sein möchte, sei dem Ministerpräsidenten und Diktator nicht ganz grün, weil er zu eigenmächtig sei; andere glauben, er habe sich aus Taktgefühl und um überparteilich zu erscheinen, ferngehalten. Auf der Reise nach Schweden hat König Alfonso auch einen Besuch in Kiel gemacht und von dort aus herzliche Grüße mit dem Reichspräsidenten gewechselt.

Herr von Hindenburg selbst hat unser teures Ober Schlesien besucht. Es war ein wahrer Triumphzug, den er machen durfte. Besonders herzlich wurde er in Hindenburg, der ober-schlesischen Stadt, die seinen Namen hat, aufgenommen. Dort hat er auch den Grundstein zu einem Kinderheim gelegt. Sein Besuch hat den Ober-schlesiern aufs neue gezeigt und bewiesen, wie das deutsche Vaterland dieses so schmerz heimgesuchte und durch jenen verruchten völkerverdrängenden Genfer Beschluß zerstückelte Land schützt und mit ihm fühlt. Bei diesem Anlaß sagte der Reichspräsident auch: „Die polnischsprechende Bevölkerung in Deutsch-Oberschlesien kann versichert sein, daß die deutsche Regierung es als ihre Pflicht betrachtet, nicht nur die gesetzlich garantierten Minderheitsrechte, sondern alles, was die heutige Kulturwelt als allgemeine Menschheitsrechte anerkennt, stets zu achten, zu schützen und die Minderheit mit allen anderen Staatsbürgern gleichberechtigt zu behandeln.“ Was sagt Pilsudski dazu? W. H.

Advertisement for I. Hypotheken zu 8% Zins, Nachhypotheken, Alber & Co. G. m. H. Stuttgart, Friedrichstraße 88, Telefon 221 48 43.